Zeitschrift: Theologische Zeitschrift
Herausgeber: Theologische Fakultät der Universität Basel
Band: 55 (1999)
Heft: 4

Artikel: Rudolf Kittel (1853-1929)
Autor: Smend, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-878011

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rudolf Kittel (1853-1929)*

Dem Andenken an
Siegfried Herrmann
gewidmet

Am 20. Oktober 1999 sind siebzig Jahre vergangen, seit Rudolf Kittel starb. Sein Name steht nicht mehr auf dem Rücken der Biblia Hebraica, aber er ist im Bewusstsein geblieben als der eines markanten, zeitweise tonangebenden Repräsentanten der alttestamentlichen Wissenschaft. In deren grosser Leipziger Tradition nimmt er den Platz zwischen Franz Delitzsch und Albrecht Alt ein. Beide waren sehr verschieden voneinander, und er war von beiden sehr verschieden. Sein Einfluss dürfte sowohl dem des Vorgängers als auch dem des Nachfolgers vergleichbar gewesen sein. Einer von denen, die die Leipziger Tradition draussen fortsetzten, Martin Noth, erzählte gern, es sei für ihn ein grosser Augenblick gewesen, als er zu Beginn seines ersten Studiensemesters am Schwarzen Brett der Leipziger Universität Kittels eigenhändige Unterschrift entdeckte, und man mag es symbolisch nehmen, dass er an Kittels letztem Seminar teilgenommen hat.

Unter den Genannten hatte Kittel mit Alt gemeinsam, dass er kein Sachse, sondern durch und durch ein Süddeutscher war. Der Vater, ein Lehrer, stammte aus dem westlichen, die Mutter aus dem östlichen, dem reichsstädtisch-bayrischen Schwaben, er selbst wurde, am 28. März 1853, dazwischen geboren, in Eningen unter der Achalm, dem Berg, dessen Lage vor der Alb Albrecht Alt mit der des Tabor vor Galiläa zu vergleichen pflegte. Beide Eltern starben früh — «ich war arm und eine Waise», umschreibt er seine äussere und wohl auch innere Situation als Tübinger Student[1]. Vermutlich hat ihn das für sein ganzes Leben mitgeprägt. Er war offenkundig kein einfacher Mann, selbständig, selbstbewusst, empfindlich. Konkurrenten und Rezensenten vergass er nichts. Man darf ihm dabei ein starkes Gerechtigkeitsempfinden zugute halten. Er war nicht nur gegen andere hart, sondern auch gegen sich selbst. Sein Fleiss kannte keine Grenzen. Am Sarg der Gattin eines Kollegen sagte er: «Das Leben einer Gelehrtenfrau heischt Opfer, die andere Stände oft genug übersehen, wenn sie den unseren beneiden. So viel er beneidenswertes hat — an der Seite eines arbeitsfreudigen und arbeitsrüstigen, Nacht und Tag dem Arbeitstisch gehörenden Gelehrten nicht verdrossen zu

*Gastvorlesung gehalten am 15. 5. 1998 vor der Theologischen Fakultät Leipzig.

[1] In seiner Selbstdarstellung: Rudolf Kittel, in: Die Religionswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, hg. v. E. Stange, I (1925) 113-144, hier 116. Im Folgenden wird die Selbstdarstellung durchgängig benutzt, mit Einzelnachweis aber in der Regel nur bei wörtlichen Zitaten.

werden und innerlich zu vereinsamen, ist eine Kunst, die gelernt sein will.»[2] Wenn ihm selber «vor etwas graute, so wars: vor der Zeit, in der er einmal nicht mehr hätte arbeiten können», so charakterisierte ihn einer seiner Söhne[3].

Er durchlief die übliche Ausbildung der württembergischen Theologen. Im Maulbronner Seminar legte er den Grundstein für seine spätere Karriere als Alttestamentler, indem er bei einem Lehrer, mit dem er wegen Bevorzugung von Mitschülern auf Kriegsfuss stand, die beste Zensur im Hebräischen errang. Der Professor, den er als Tübinger Student und Stiftsinsasse (1871-75) am meisten hörte[4], war der Alttestamentler Ludwig Diestel. Ihn nannte er zeitlebens seinen Lehrer, und noch 1925 schrieb er den bemerkenswerten Satz, bei ihm habe er «das Alte Testament zum erstenmal so sehen gelernt, wie wir es heute noch sehen». Wie wir es heute noch sehen: Wellhausens kritische Hauptwerke, in den auf Kittels Studium folgenden Jahren erschienen, hatten also sein bei Diestel gewonnenes Bild vom Alten Testament nicht entscheidend verändert, und noch weniger hatten das in der Folgezeit die Entdeckungen der Archäologie getan; diese waren für ihn vielmehr geradezu ein Gegengift gegen Wellhausens revolutionäre Anschauungen gewesen. Gleichwohl, fährt der Rückblick von 1925 fort[5], war es nicht Diestel, der dem Studenten die Wissenschaft nahebrachte, sondern Karl Weizsäcker, der Nachfolger des grossen F.C. Baur. In einer nur von zweien besuchten Übung führte er ihn, der bis dahin wie so mancher Stiftler vor und nach ihm mit «philosophischen Floskeln und Systemen» gelebt hatte, «in feiner, geistvoller und scharfsinniger Art ohne Regeln und Theorien durch die Themen, die er stellte, und die Winke, die er gab, in eine [ihm] ganz neue Welt ein, die Welt historischen Denkens».

In dieser Welt sollte sich Rudolf Kittel lebenslang bewegen. Aber er blieb dabei mehr als mancher andere, auch und gerade unter den Alttestamentlern, ein Theologe. Das war Johann Tobias Beck zu verdanken, bei dem er in Tübingen neutestamentliche Vorlesungen hörte, dazu Ethik und «Pastorallehre». Schon sein Vater war ein Anhänger Becks gewesen, und die Mutter hatte ihn, als er zu studieren begann, diesem originalsten und wirkungsmächtigsten unter den lebenden Tübinger Theologen vorgestellt. Der Student trat dem Professor nicht eigentlich nahe, übernahm auch nicht seine speziellen Lehren; aber er fand bei ihm seinen «Zug zum Irrationalen» befriedigt, neben dem allerdings als der stärkere ein «starker und bohrender Drang zum Intellekt»

[2] R. Kittel, Ein Abschiedswort, gesprochen am Sarge der Frau Emilie Bücher, geb. Mittermaier (1909, in Leipzig als Manuskript gedruckt), 11.

[3] Bei J. Hempel, Rudolf Kittel †, ZDMG 84 (1930) 78-93, hier 78.

[4] Verzeichnis der von ihm besuchten Vorlesungen im Archiv des Tübinger Stifts; für seine Mitteilung danke ich dem Ephorus Prof. E. Jüngel.

[5] Selbstdarstellung 114.

stand. «Wissenschaft und Frömmigkeit waren mir nie Gegensätze»: das führte er auf das Nebeneinander von Beck und Weizsäcker in seinem Studium zurück[6].

1874 schrieb die Tübinger evangelisch-theologische Fakultät eine Preisaufgabe aus, die Diestel so formuliert hatte: «Es soll untersucht werden, welche Folgerungen für die pentateuchische Frage, namentlich in Betreff des Alters und des Inhalts der sogenannten Grundschrift, sich aus der Vergleichung sowohl der Ezechielischen Gesetzgebung Kap. 40ff., als auch der die Volksgeschichte behandelnden Psalmen mit dem Inhalte des Pentateuches ergeben.»[7] Die Aufgabe betraf die Kardinalfrage der alttestamentlichen Wissenschaft jener Zeit. Seit einigen Jahren lag K.H. Grafs Spätdatierung jener «Grundschrift», künftig Priesterschrift genannt, auf dem Tisch, und die Geister begannen sich an ihr zu scheiden. Es war kein schlechter Gedanke von Diestel, die Frage sozusagen von aussen, von Ezechiel und den «Geschichtspsalmen» her behandeln zu lassen. Das geschah gleichzeitig, mutatis mutandis und mit umgekehrtem Resultat, auch anderwärts: 1875, als die Tübinger Preisarbeit abzuliefern war, erschien Bernhard Duhms «Theologie der Propheten», die Grafs Hypothese voll bestätigte. Der Tübinger Bearbeiter konnte Duhms Buch damals kaum schon kennen, noch weniger natürlich die dann 1876-78 erschienenen Arbeiten J. Wellhausens zur Kritik des Hexateuchs.

Dass Rudolf Kittel dieser Bearbeiter wurde und damit in die alttestamentliche Wissenschaft eintrat, ging auf den Stiftsinspektor Paul Buder zurück, der ihn in Erinnerung an die Maulbronner Hebräischzensur dazu ermunterte. Die Arbeit ist nicht erhalten; wir haben über sie nur Kittels eigenen Bericht, wonach ihr Ergebnis war, «dass Graf zwar richtig die Priesterschrift hinter B und C [J und E], aber sie zu Unrecht ihren Hauptbestandteilen nach in die nachexilische Zeit verlegt habe»[8]. Dem anonym einzureichenden Manuskript gab Kittel einen Satz von Franz Delitzsch als Motto bei: «Es gibt eine Macht der Thatsachen, unter welche die Wissenschaft auch wider ihre Neigung sich zu beugen hat.» Wollte er damit der Partei Grafs angesichts der von ihm beigebrachten Argumente den Rückzug nahelegen oder umgekehrt den Umstand, dass er immerhin ein kleines Stück nachgegeben hatte, als einen Akt entsagender Wahrheitsliebe stilisieren? So oder so erweisen die Arbeit und das Motto die konservative Grundhaltung, der Kittel zeitlebens treu geblieben ist. Die Fakultät, also Diestel, erkannte auf «bündige Klarheit» und «eindringenden Scharfsinn» und damit Preiswürdigkeit.

1879 verhalf die Arbeit ihrem Autor unverhofft auch noch zum Titel eines Doktors der Philosophie. Er war nach einigen Jahren des Kirchendienstes im

[6] Selbstdarstellung 115.

[7] Zit. nach: Bekanntmachung der Ergebnisse der akademischen Preisbewerbung vom Jahre 1874 bis 1875, Tübingen 1875.

[8] Selbstdarstellung 117.

Frühjahr 1879 als Repetent an das Tübinger Stift zurückgekehrt und hatte dort eine Lehrveranstaltung über Kant angekündigt. Dafür aber schien dem Ephorus Buder die Legitimierung durch eine philosophische Promotion angebracht, und er schlug gleich vor, die Preisschrift von 1874/75 so, wie sie war, als Dissertation zu verwenden. Trotz Kittels Einwand, inzwischen sei doch Wellhausen erschienen, spielte — Diestel war gerade gestorben, sein Nachfolger Kautzsch noch nicht berufen — der Orientalist Albert Socin sofort mit, und nach wenigen Tagen, am 24. Juli 1879, fand das Rigorosum statt, in dem Socin arabische Grammatik und der Philosoph Edmund Pfleiderer neuere Philosophiegeschichte prüfte. Das Resultat lautete «bene» — mehr gab die vier Jahre alte und nicht als solche geschriebene Dissertation nicht her.

Sie auf den neuesten Stand zu bringen, empfand der frischgebackene Dr. phil. als seine nächste Pflicht. Für das Wintersemester 1879/80 kündigte er nichts Philosophisches an, sondern eine «Übung zu Geschichte und Stand der Kritik des Pentateuch (ein- bis zweistündig)», und im Zusammenhang damit entstand dann der in mehreren Teilen publizierte Aufsatz «Die neueste Wendung der pentateuchischen Frage. Versuch einer Kritik von Wellhausens Geschichte Israels»[9]. Der Untertitel trifft zu: von der ersten bis zur letzten Seite sehen wir Kittel mit Wellhausen beschäftigt, und zwar mit dem ersten Band der «Geschichte Israels» von 1878. Wellhausen hatte dort die nachexilische Abfassung des «Priestercodex», wie Kittel ohne weiteres anerkennt, «mit dem eindringenden Scharfsinn des kühnen Kritikers, mit der rücksichtslosen Consequenz des reinen Historikers und mit der blendenden Darstellung eines Feuilletonisten» verfochten. Kittel gesteht auch zu, dass, wenn Wellhausen recht hat, «die alttestamentliche Religionsgeschichte auf den Kopf zu stellen» ist, oder richtiger: «dann stand sie früher auf dem Kopfe und ist erst von unten an neu zu bauen»[10]. Um Wellhausen zu widerlegen und also einen solchen Neubau überflüssig zu machen, greift Kittel drei Kapitel aus der «Geschichte des Cultus» heraus, die den ersten Teil jenes Bandes ausmacht, nämlich die Kapitel über den Ort des Gottesdienstes, die Opfer und die Priester und Leviten. Wellhausen hatte jeweils im Deuteronomium die grosse Zäsur zur älteren Zeit gesehen und darauf zunächst Ezechiel und dann die Priesterschrift folgen lassen. Kittel präsentiert und zerpflückt Wellhausens Argumente mit Akribie und Scharfsinn und macht sich für seine Gegenposition die Einsicht Wellhausens zunutze, dass die Priesterschrift ein «Conglomerat» ist, «gleichsam die Arbeit einer ganzen Schule»[11], nur dass er selbst diese Schule schon in vorexilischer Zeit verwurzelt sein lässt. So bekommt er die Möglichkeit, priesterschriftliche Texte oder Textteile, die klar nachdeuteronomisch sind, nicht über die Datierung der ganzen Priesterschrift entscheiden zu lassen.

[9] ThSW 2 (1881) 29-62.147-169; 3 (1882) 278-314.
[10] 2 (1881) 31.
[11] Wellhausen, Geschichte Israels I, 8.

Das erfordert öfters eine ziemlich subtile Literarkritik. So nimmt Kittel aus den Opferbestimmungen Lev 17,2-9 im Anschluss an Vorlesungen seines Lehrers Diestel, übrigens auch an Wellhausen[12], die Nennungen der Stiftshütte und des Lagers heraus und erklärt das Verbleibende als Anweisung, nicht beliebig, sondern an einem der noch in grosser Zahl bestehenden Jahweheiligtümer zu schlachten bzw. zu opfern. Diese Heiligtümer wurden später vom Deuteronomium abgeschafft, allerdings mit dem Zugeständnis, dass entfernt Wohnende profan schlachten dürfen. Dieses Zugeständnis macht die jetzige Forderung von Lev 17,2-9 rückgängig, indem sie die Opferung alles Geschlachteten am zentralen Heiligtum befiehlt. Der priesterschriftliche Text ist also teils vor-, teils nachdeuteronomisch, Priesterschrift und Deuteronomium stehen nicht im Verhältnis eines klaren Nacheinanders, sondern repräsentieren zwei Parteien, eine priesterliche und eine prophetische, die zwar «Einen Weg» gingen, aber sich doch unterwegs durchaus «zankten»[13]. Entsprechend gibt es in der Priesterschrift eine ältere Schicht, die die Trennung von Priestern und Leviten noch nicht kennt (vgl. Num 17,16-28), während eine jüngere die Unterordnung der Leviten wenn schon nicht feststellt, so doch fordert (vgl. Num 16,8-11); wieder steht das Deuteronomium (vgl. 18,1-6) in der Mitte. Ans Ende rückt Ezechiel (Kap. 44), der die Trennung bereits vorauszusetzen scheint, so wie er auch in der Opfergesetzgebung nicht vor, sondern nach der Priesterschrift zu stehen kommt. In formelhafter Vereinfachung: an die Stelle von Wellhausens Reihenfolge D-Ez-P setzt Kittel P-D-P-Ez.

Als der Pentateuch-Aufsatz im Druck erschien, war sein Verfasser schon von Tübingen nach Stuttgart übergesiedelt, um, mit dem Titel eines Professors, in den oberen Klassen des neugegründeten Karlsgymnasiums Religion und Hebräisch zu unterrichten. Wie ernst er diese Aufgabe nahm, zeigt ein Buch, das aus seiner Vorbereitung auf die Religionsstunden hervorging: «Sittliche Fragen. Ethisches und Apologetisches über Freiheit, Gewissen und Sittengesetz» (1885). Noch heute liest man diese Einführung in die Grundlagen der Ethik mit Gewinn, so sehr die Zeit über vieles hinweggegangen ist. Kittel streitet für die Willensfreiheit gegen den Determinismus, für das Gewissen als Stimme Gottes und gegen die Möglichkeit einer religionslosen Moral. Der grosse Gegner ist Kant, den er bei Wilhelm Herrmann falsch interpretiert findet. Kittel schickte das Manuskript an die Haagsche Genootschap tot verdediging van de Christelijke godsdienst, um damit deren jährlich ausgeschriebenen Preis zu gewinnen. Das misslang, weil die Arbeit dem gestellten Thema nicht ganz entsprach und ihre Position zu dem gerade in Holland virulenten Problem des Determinismus die Erwartungen der Genootschap

[12] Die Composition des Hexateuchs III (JDTh 22, 1877, 407-479) 425.
[13] ThSW 2 (1881) 38.

nicht erfüllte. Immerhin beeindruckte einen alttestamentlichen Gönner, den Kittel in jenen Jahren gewann, August Dillmann in Berlin, dieser Abstecher in die Philosophie so sehr, dass er Kittel weiter auf ethischem und dogmatischem Gebiet tätig sehen wollte und ihm schon einen entsprechenden Lehrstuhl in Heidelberg zudachte; aber damit stiess er nicht auf Gegenliebe.

Dillmann, wie Kittel ein Schwabe, besass einigen Einfluss im Berliner Kultusministerium und hatte schon Wellhausen, seinem jüngeren Mitschüler bei Heinrich Ewald, den Weg nach Greifswald und dann Bernhard Stade den nach Giessen geebnet. Kittel empfahl sich ihm durch eine Besprechung seines Kommentars zu Exodus und Leviticus, in der er sich in den wesentlichen Punkten gegen Wellhausen auf seine Seite stellte[14]. Seine Briefe an Dillmann[15] bezeugen eine Gesinnungsgemeinschaft, die sich über den Tod hinaus bewährte, indem Kittel das «Handbuch der alttestamentlichen Theologie» aus Dillmanns Nachlass herausbrachte (1895) und seinen Jesajakommentar neu bearbeitete ([6]1898). Auf eigenen Füssen stehend, hat er allerdings die Gegenmeinung zu Wellhausen ungleich produktiver und wirkungsvoller vertreten als Dillmann.

Es ist für ihn bezeichnend, wie sein erstes grösseres Werk zustande kam. Bis dahin mit vagen Plänen einer Geschichte des israelitischen Priestertums beschäftigt[16], stiess er, wohl 1884, im Lehrerzimmer seines Gymnasiums auf einen Prospekt des Verlags Perthes in Gotha über eine Reihe von «Handbüchern der Alten Geschichte» und stellte fest, dass für die Geschichte der «Hebräer» noch kein Bearbeiter angegeben war. Flugs setzte er sich hin, schrieb an Perthes und erhielt die auch für ihn selbst gewiss überraschend positive Antwort, er solle, da ja noch unbekannt, zunächst einmal eine Probe, etwa die Geschichte des Mose, ausarbeiten. Perthes hatte sich, bevor er antwortete, an den Alttestamentler Eduard Riehm in Halle gewandt, dem ähnlich wie Dillmann Kittels Stellung zu Wellhausen gefiel und der dann Kittel zuredete, den Plan auszuführen[17]. Man denkt unwillkürlich daran, wie Theodor Mommsen ziemlich genau im gleichen Alter an seine Römische Geschichte kam: die Verleger Reimer und Hirzel hörten einen Vortrag von ihm, suchten ihn anschliessend mit der Frage auf, ob er sie schreiben wolle, und er sagte ja. Aber Mommsen war längst kein so unbeschriebenes Blatt mehr wie Kittel, hatte andererseits «an nichts weniger als an Geschichtsschreibung» gedacht[18], und die Initiative lag nicht bei ihm. Beide «Geschichten» begannen nach wenigen Jahren zu erscheinen, beide hatten dann ihrerseits eine lange Geschichte, bei-

[14] Literarisches Centralblatt für Deutschland 1881, Sp. 169-171.

[15] In der Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek Preussischer Kulturbesitz Berlin.

[16] An Dillmann 17.12.1882.

[17] Kittel an Dillmann 17.3.1885.

[18] Vgl. L. Wickert, Theodor Mommsen III (1969) 399.655.

de blieben streng genommen Torsi. Eine von ihnen wurde grosse Geschichtsschreibung, ja Weltliteratur, die andere, die Kittelsche also, immerhin ein Standardwerk, das jahrzehntelang seinen Dienst getan hat und nie völlig ersetzt worden ist.

Kittel schrieb 1885 die gewünschte Probe in Gestalt der Patriarchengeschichte. Sie gefiel, und so konnte er sich an das Übrige machen. 1887 war er mit dem ersten Band fertig, er erschien 1888 mit dem Titel «Geschichte der Hebräer. 1. Halbband: Quellenkunde und Geschichte der Zeit bis zum Tode Josuas». Die Einteilung in Quellenkunde und Geschichte folgt dem Vorbild Wellhausens, dessen erster Band 1878 mit dem Satz begann: «Das vorliegende Buch unterscheidet sich von seinesgleichen dadurch, dass die Kritik der Quellen darin einen ebenso breiten Raum einnimmt als die Darstellung der Geschichte.» Kittel liefert eingangs eine Gesamtkritik des Hexateuchs und stellt im weiteren jeweils der «Geschichte» die «Quellenkunde» voran — allerdings in einer Weise, die den von Wellhausen herkommenden Leser schmerzlich enttäuscht. Das durchgängige Bemühen, Wellhausens Positionen zu erschüttern, gibt dem Ganzen einen defensiv-apologetischen Grundzug und hat nichts von der Kraft und dem Glanz, die bei Wellhausen nicht erst die Darstellung der Geschichte, sondern schon die im ersten Band, den späteren «Prolegomena», zusammengefasste Kritik der Quellen zu einer noch heute hinreissenden Lektüre machen. Immerhin: seit 1888/92 gab es eine Alternative zu Wellhausens «Geschichte» und einen Gelehrten, der sich berufen fühlte, anstelle der abtretenden Grössen Delitzsch und Dillmann das konservative Lager anzuführen. «Wellhausen», so stellte Kittel sich und der Nachwelt die Situation einigermassen dramatisch dar[19], «hatte in den seit 1878 verflossenen zehn Jahren schon in so grossem Umfang die Zustimmung beinahe aller für wissenschaftlich gelten wollender Fachgenossen, besonders der jüngeren, erworben, dass mein Buch vielen als ein bedenkliches Wagestück erschien. Ich selbst war mir bewusst, dass ich ein Schwimmen gegen den Strom unternahm und damit den Verlust meiner wissenschaftlichen Reputation in Aussicht zu nehmen hatte.»

Die andere Seite — auf der es schwerlich ein Schulhaupt gab, sicher nicht den an dergleichen uninteressierten Wellhausen, allenfalls den freilich ausserhalb Giessens hochschulpolitisch kaum erfolgreichen Stade — war in Kittels Augen ständig damit beschäftigt, durch eine rigorose Parteipolitik im Rezensionswesen und bei Berufungen Andersdenkenden das Wasser abzugraben, und so wurde er seinerseits schon früh auf beiden Gebieten aktiv. Als er das erste Exemplar des ersten Bandes der «Geschichte der Hebräer» in Händen hatte, fuhr er damit nach Tübingen, um Emil Kautzsch, den Nachfolger Diestels, zu bitten, er möge ihn «durch Übernahme der Anzeige in der Theol.

[19] Geschichte des Volkes Israel II$^{6.7}$ (1925) VII.

Lit. Zeitg. [...] vor dem Schicksal bewahren, das kurz zuvor Schürer [der Gründer und damalige Herausgeber der ThLZ] Dillmanns Kommentar zu NuDtJos dort durch Stade hatte bereiten lassen»[20]. Noch bevor er mit dieser Bitte herausgekommen war, stiess Kautzsch beim Blättern auf eine Passage über die Priesterschrift, zu der er nur bemerken konnte: «Das tut mir recht leid; hier sind wir doch seit Wellhausen weiter.» Daraufhin war Kittel an der Rezension nicht mehr interessiert. Er wandte sich auf Kautzschs Rat an Kamphausen in Bonn, mit gleichem Ergebnis. «Nun wird wohl», klagte er Dillmann, «nichts mehr übrig bleiben. Ich werde mich Schürer auf Gnade und Ungnade ergeben müssen; doch werde ich dabei wenigstens brieflich an sein Anstandsgefühl appellieren mit der Bemerkung: ich glaube annehmen zu dürfen, dass in diesem Falle nicht St. als Hauptkonkurrent und prinzipieller Gegner meiner Auffassung zum Recensenten bestellt werde, sondern etwa Baethgen oder Nowack. Geschieht es doch, so will ich mich mit Würde in das Unvermeidliche schicken.»

Es überrascht bei einem so sehr in Kontroversen denkenden und dabei seiner Sache scheinbar so sicheren Mann wie Kittel, mit welcher Selbstverständlichkeit er antichambriert, um nicht den vielleicht schärfsten, gewiss aber kompetentesten Rezensenten zu erhalten — von Stade, einem Kittel nicht unähnlichen Mann, war 1887 der erste Band einer an Wellhausen orientierten, aber keineswegs unselbständigen Geschichte des Volkes Israel erschienen. Schürer liess sich, offenbar auch durch Kautzsch, erweichen und vertraute die Rezension zwar nicht Baethgen oder Nowack, aber doch auch nicht Stade an, sondern «liess» durch den Reuss-Schüler L. Horst, wie Kittel sich ausdrückte, «die Abtötung in etwas menschlicherer Form vollziehen»[21]. Einem unbefangenen Leser der Rezension muss der Begriff «Abtötung» als weit übertrieben erscheinen. Horst stellt einige naheliegende Fragen zu Deuteronomium und Priesterschrift und zur von Kittel angenommenen Historizität der Patriarchen, findet das Ganze in seiner Kombination aus Quellenkritik und Geschichtsdarstellung kein Kunstwerk und keine Geschichte der Hebräer, schliesst aber mit dem Urteil: Kittel «geht mit so grosser Bedachtsamkeit und Gründlichkeit zu Werk und veranschaulicht, zustimmend oder widersprechend, den heutigen Stand der Forschung so trefflich, dass man ihm alle Anerkennung zollt und aus seiner gewissenhaften Arbeit, auch wo man nicht überzeugt wird, grossen Nutzen zieht»[22]. Eine weitere, in Kritik und Anerkennung ähnlich gemischte Rezension nannte Kittel gar eine «hämische Abschlachtung» — sie stammte von Eberhard Nestle, seinem «bisher besten

[20] Vgl. ThLZ 12 (1887) 193-200 — übrigens eine bei aller Kritik sehr respektvolle Besprechung.

[21] Das Vorstehende nach Geschichte II[6.7], VII und Kittels Brief an Dillmann vom 5.1.1888.

[22] ThLZ 13 (1888) 541.

Freund»[23], der er natürlich fortan nicht mehr war. Als der zweite Band der «Geschichte» nach anderthalb Jahren noch nicht in der Theologischen Literaturzeitung angezeigt war, erwog der erboste Kittel, an die Redaktion zu schreiben, «dass ich jetzt verzichte»[24].

In Berufungsangelegenheiten bescheinigte sich Kittel selbst den «Grundsatz», sich «immer passiv zu halten»[25], aber schon als es 1888 in Tübingen um die Nachfolge des nach Halle abgewanderten Kautzsch ging, blieb er offenkundig nicht ganz untätig, wobei er auf die Unterstützung durch das Konsistorium gegenüber einem von der Fakultät vorgeschlagenen Wellhausianer spekulierte und auf der anderen Seite bedauerte, dass der ihm wohlgesonnene Minister einem Fakultätsvorschlag wohl nicht gern zuwiderhandeln würde[26]. Noch bevor die Tübinger Angelegenheit entschieden war, kam er andernorts zum Zuge, nämlich in Breslau, also in Preussen. Dillmann hatte den ersten Band der «Geschichte», zweifellos mit einer Empfehlung, dem entscheidenden Mann im Berliner Kultusministerium, dem Geheimrat Althoff, zugehen lassen, und auf dessen Veranlassung fuhr der Berliner Neutestamentler Bernhard Weiss, der auch Oberkonsistorialrat und Vortragender Rat im Ministerium war, nach Stuttgart und hörte sich Kittels Schulunterricht an. Das geschah im April 1888, zum Wintersemester 1888/89 war Kittel in Breslau[27]. Es blieb ihm bewusst, dass er Dillmann diese seine erste Professur verdankte. Die Einflussnahme für Wellhausen und Stade hat Dillmann später bereut; Kittel enttäuschte ihn nicht. Übrigens wurde diesem nach seiner Zusage in Breslau der Tübinger Lehrstuhl doch noch angeboten. Er konnte aber nicht mehr zurück und bekam zugetragen, dass die Tübinger Fakultät ihm daraufhin die bei Erstberufenen übliche Ehrenpromotion vorenthielt — was er später der Öffentlichkeit zu unterbreiten für angebracht hielt[28].

Das Breslauer Jahrzehnt, bis 1898, war mit Arbeit überfüllt. Ohne die übliche Vorbereitungszeit des Privatdozenten in die Professur gelangt, hatte Kittel sogleich das ganze Fach zu vertreten, und das bedeutete in jedem Semester zwei Hauptvorlesungen, zu denen ein Publikum oder Seminar und die übrigen Geschäfte kamen. Um zu demonstrieren, dass er ein Theologe und zwar ein kirchlicher Theologe war und dass «das Alte Testament auf Grund unserer heutigen Erkenntnis von ihm in noch vollkommenerer Weise, als es bisher geschehen ist, für die Gemeinde fruchtbar gemacht werden kann», be-

[23] Literarisches Centralblatt für Deutschland 1888, 1733f.; vgl. Kittel an Dillmann 1.1.1889.

[24] An Dillmann 31.12.1893.

[25] Brief an R. Seeberg 23.3.1897 (Bundesarchiv Koblenz, Nachlass 1052 Seeberg, Bd. 72).

[26] An Dillmann 5.1.1888, vgl. weiter die Briefe vom 6. und 22.3.1888.

[27] Vgl. seine Briefe an Dillmann vom 24.4.1888 und 1.1.1889.

[28] Geschichte des Volkes Israel II$^{6.7}$, VI f. VII f.

stieg er nicht nur das Katheder, sondern auch die Kanzel; eine von ihm allein bestrittene Predigtreihe im Universitätsgottesdienst veröffentlichte er unter dem Titel «Aus dem Leben des Propheten Jesaja» (1894)[29]. Und nicht zu vergessen: mehrere Semester sass er auch *unter* einem Katheder, nämlich bei Friedrich Delitzsch, dem Assyriologen, den er einen «Lehrer von Gottes Gnaden» nannte, dem er aber nach seinen masslosen Angriffen auf das Alte Testament im «Babel-Bibel-Streit» (1902/03) und vollends in der «Grossen Täuschung» (1920) wohl oder übel die Freundschaft kündigen musste[30].

Das erste Buch der Breslauer Jahre war der zweite Halbband der Geschichte der Hebräer (1892). Wie im ersten Halbband geht auch hier der Darstellung des Geschichtsverlaufs — zunächst Richterzeit, Saul, David und Salomo, dann die weitere Königszeit — jeweils eine «Quellenkunde» voran. Sie kann sich aber kürzer fassen als im ersten Halbband, weil die Probleme hier nicht so kompliziert sind wie beim Hexateuch. Bekanntlich fehlen sie aber auch hier keineswegs. Damals wurde die Diskussion vor allem durch die von Cornill und Budde vertretene, später von anderen weiter ausgebaute These bestimmt, in den Büchern Richter, Samuel und Könige setzten sich die älteren Hexateuchquellen fort. Kittel[31] wischt diese These nicht einfach vom Tisch, gesteht vielmehr allerlei Anklänge und Analogien zu, rechnet aber seinerseits viel stärker mit einer Reihe redaktionell aneinandergefügter Erzählungen und Sammlungen, vertritt also, in der Terminologie der Hexateuchkritik, keine Urkunden-, sondern eine Fragmentenhypothese[32]. Er hat damit der späteren Forschung, in deren Zentrum eine Ergänzungs- und Bearbeitungshypothese steht (Noths «deuteronomistisches Geschichtswerk»), wichtige Vorarbeit geleistet.

Seine Gründlichkeit verlangte aber bei den Geschichtsbüchern nach mehr. Zur Vorbereitung des zweiten Halbbandes der Geschichte der Hebräer übersetzte er auf eigenen Wunsch in Kautzschs «Heiliger Schrift des Alten Testaments» die Bücher Richter, Samuel und Ruth (1892); in der erläuterten Fassung der späteren Auflagen ([4]1924, ohne Ruth) ist Kittels Übersetzung noch heute ein guter Leitfaden für eine erste wissenschaftliche Lektüre dieser Bücher. Aber man kann verstehen, dass sie, zumal in ihrer ersten Gestalt, dem Autor zu kurz war, und so bot er, kaum war der zweite Halbband der «Geschichte» fertig, einem namhaften Verleger einen vollständigen Kommentar zu den alttestamentlichen Geschichtsbüchern an. Zustande kamen davon in Nowacks «Göttinger Handkommentar» die umfangreichen Erklärungen der Königs- und der Chronikbücher. Sie erschienen 1900 und 1902,

[29] Dort VI das obige Zitat.

[30] Selbstdarstellung 125f.

[31] Vgl. auch seinen Aufsatz «Die pentateuchischen Urkunden in den Büchern Richter und Samuel» (ThStKr 65, 1892, 44-71).

[32] Vgl. O. Eissfeldt, Einleitung in das Alte Testament [3](1964) 326.

nach einem für Kittels Verhältnisse ungewöhnlich langen Zeitraum. Aber er war in der Zwischenzeit keineswegs untätig gewesen, hatte vielmehr unter manchem anderen in Paul Haupts «Regenbogenbibel» die Chronik bearbeitet (1895) und im «Kurzgefassten exegetischen Handbuch» den Jesaja (1898). An letzterem hatte er die geringste Freude, nicht nur weil er Dillmann überarbeiten und vielfach korrigieren musste, sondern auch weil ihm die aphoristische Anlage des «Handbuchs» — er zitierte dazu das jesajanische «Hier ein wenig, da ein wenig» — nicht zusagte; sein Bestreben war es, den Lesern, namentlich den studentischen, «ein zusammenhängendes Bild der Gedanken des Verfassers und der wichtigsten zu ihrem Verständnis nötigen historischen Begebenheiten oder theologischen Vorstellungen zu geben, wenn nötig in besonderen Abhandlungen oder Exkursen»[33]. Auf allseitiger Information und Erörterung beruht der Erfolg der Kittelschen Kommentare kaum weniger als darauf, dass sie die Extreme meiden, also weder bei der ungeprüften Tradition verharren, noch durch kritische Radikalismen beunruhigen. Wie die Kommentare von Delitzsch und Dillmann waren sie nicht nur für Gesinnungsgenossen brauchbar und sind das geblieben.

Der Kommentar zu den Königsbüchern erschien, obschon grösstenteils in Breslau fertiggestellt, erst in Kittels Leipziger Zeit. Breslau war von vornherein kaum als Endstation gedacht gewesen. Kittels spätere öffentliche Bemerkung, Althoff habe den preussischen Fakultäten das Rückgrat gebrochen[34], lässt vermuten, dass er sich nicht nur in Breslau, sondern überhaupt in Preussen nicht wohlfühlte. 1897 sehen wir ihn, immerhin soeben zum Rektor aufgestiegen, unbeschadet seines Grundsatzes, sich «bei derartigen Angelegenheiten immer passiv zu halten», einen Fühler nach Erlangen ausstrecken, wo der alttestamentliche Lehrstuhl vakant war; er schrieb ungefragt einen Brief an den ihm in konservativer Grundgesinnung verbundenen damaligen Erlanger, bald Berliner Systematiker Reinhold Seeberg, in dem er ihm seine sämtlichen Familienbeziehungen nach Bayern darlegte, um sich dadurch der Regierung in München akzeptabler zu machen[35]. Als aus diesem Projekt nichts wurde, bot Leipzig, von wo Frants Buhl, Franz Delitzschs unmittelbarer Nachfolger, nach achtjähriger Gastrolle 1898 in das heimatliche Kopenhagen zurückkehrte, einen mehr als gleichwertigen Ersatz.

Hier kam er in eine prominente und einigermassen geschlossene Fakultät. Deren Haupt und Senior Luthardt lernte ihn gleich beim Antrittsbesuch auf bezeichnende Weise kennen. Es ging wieder einmal um eine Rezension. In Luthardts Theologischem Literaturblatt war gerade Kittels Jesajakommentar «in einer stark gehässigen Weise» behandelt worden, und Kittel vermutete in

[33] Selbstdarstellung 129.
[34] Geschichte II[7], IX Anm.
[35] 23.3. (und noch einmal 7.4.) 1897 (s. Anm. 25)

dem anonymen Rezensenten scharfsinnig einen anderen Anwärter auf den Leipziger Lehrstuhl. Luthardt bestätigte diese Vermutung und bot Kittel an, ihm «durch selbständige Bekanntgabe des Namens Genugtuung zu verschaffen», was Kittel mit dankender Ablehnung quittierte[36].

Doch viel mehr als seine Empfindlichkeiten bekam Leipzig alsbald seine Stärken zu spüren. Gleich zu Semesterbeginn im November 1898 stellte er seine Grundüberzeugungen und seine Arbeitsrichtung in zwei Ansprachen vor, die er in einem Heft «Zur Theologie des Alten Testaments» vereinte[37]. Die eine, betitelt «Das Alte Testament und die Theologie», bildete den Anfang der Vorlesung über Alttestamentliche Theologie und kündigte freie historische Forschung an, aber in der «Gebundenheit im Evangelium von Christo»[38], die andere bestimmte den Gottesknecht bei Deuterojesaja als eine historische Gestalt der Exilszeit, die die babylonische oder persische Obrigkeit als Messias der Juden hingerichtet habe, vielleicht Serubbabel oder Jojachin — ein Gedanke, den Kittel später weiter ausgebaut und dem er noch 1927 im Schlussband der «Geschichte des Volkes Israel» eine grosse Tragweite gegeben hat[39].

Noch im ersten Leipziger Semester wurde er auch in einer anderen Richtung aktiv. Er fand in seinem Fach einen reinen Vorlesungsbetrieb vor; die Studenten waren, wie er sich ausdrückte, nur Hörer, nicht aber Mitarbeiter. Er freute sich über «Fleiss und innere Teilnahme», vermisste aber «in hohem Grade das Vermögen und selbst Verlangen eigener wissenschaftlicher Bethätigung». Um diesen Zustand zu ändern, gelte es, «Interesse an dem Betrieb wissenschaftlicher Arbeit — nicht bloss, wie jetzt, an den Resultaten — zu wecken»; das müsse «— ganz abgesehen von dem gelehrten Nachwuchs — das Ziel bei der Heranbildung einer evangelischen Geistlichkeit, die diesen Namen verdient, sein». In solcher Absicht beantragte Kittel am 7. Dezember 1898 die Einrichtung eines alttestamentlichen Seminars[40]. Er stand mit diesem Schritt nicht allein. Allenthalben wurden in jenen Jahren Seminare für die geisteswissenschaftlichen Disziplinen eingerichtet. Ihre unmittelbaren Vorläufer waren studentische Arbeitskreise, von Professoren gegründet und geleitet, wo Texte gelesen, Themen besprochen und Abhandlungen geschrieben wurden, mit denen man Preise gewinnen konnte. In Leipzig gab es schon seit längerem zwei beliebte und erfolgreiche neutestamentliche Seminare, aber noch kein alttestamentliches; weder Kittels Vorgänger Buhl noch sein

[36] Selbstdarstellung 129f., vgl. ThLBl 19 (1898) 241-243. Der Rezensent «missbilligt» die Art, wie Kittel «mit Dillmann's geistigem Eigenthum umgegangen ist» (243).

[37] Erschienen 1899.

[38] A.a.O. 11.

[39] III/1, 248.

[40] Akten, das Alttestamentliche Seminar bei der Universität Leipzig betr., Staatsarchiv Dresden, Min. f. Volksbildung Nr. 10193/8, Bl. 3.

Fachkollege, der Extraordinarius Hermann Guthe, scheinen in dieser Richtung interessiert gewesen zu sein. Kittel erbat zum 1. Oktober 1899 einen Raum mit Arbeitsplätzen für etwa 25 Studierende, dazu eine Anfangssumme von 3500 Mark und weiter jährlich 600 Mark zur Anschaffung von Literatur. Das Ministerium bewilligte so, dass schon im Sommersemester 1899, also früher als beantragt, gemeinsam mit dem Romanischen und dem Englischen Seminar das gerade freigewordene dritte Stockwerk eines Hauses in der Universitätsstrasse bezogen werden konnte.

Die Arbeit regelte eine am 8. Mai von Kittel nach Dresden abgesandte, am 10. Mai dort eingetroffene und am 12. Mai — wiederum: welcher Galopp des damaligen Amtsschimmels! — genehmigte Ordnung, deren Wortlaut (in seiner ministeriellen Fassung)[41] hier mitgeteilt sei:

§ 1.

Das Alt-Testamentliche Seminar setzt sich die Aufgabe einzelne Studierende in die wissenschaftliche Methode der Forschung am Alten Testament einzuführen und sie zu selbständigem Arbeiten auf diesem Gebiete anzuleiten.

§ 2.

Zu diesem Zweck werden wöchentliche Übungen abgehalten und wird den Mitgliedern Gelegenheit zum Arbeiten gegeben. Die Mitglieder, über deren Zahl der Direktor entscheidet, sind zu regelmässigem Besuch der Übungen verpflichtet.

§ 3.

Mit dem Seminar ist eine Bibliothek verbunden, welche den Zweck hat, die für die Alt-Testamentliche Wissenschaft unentbehrlichen Werke den Mitgliedern zugänglich zu machen. Die Benützung derselben wie des Seminararbeitsraumes ist den Mitgliedern auch ausserhalb der Sitzungen für ihre mit den Seminararbeiten zusammenhängenden Studien gestattet.

§4.

Es werden in der Regel nur Studierende aufgenommen, die schon 3 Semester Theologie studiert haben. Aus ihrer Zahl wählt der Direktor einen Senior, der ihn in der äusseren Geschäftsführung zu unterstützen und die Bibliothek unter seiner Aufsicht zu verwalten hat.

§5.

Wer gleichzeitig Mitglied mehrerer anderer Seminarien oder zur Arbeit verpflichtender Übungen ist, kann für das betreffende Semester nicht Mitglied des Alt-Testamentlichen Seminars werden.

Es wäre lohnend, aber zu weitläufig, aus der zeitweise glanzvollen Geschichte dieses Seminars zu berichten. An ihrem Anfang geschah etwas, was die Arbeit aller Seminare und beschämenderweise überdurchschnittlich der theologischen begleitet, nämlich ein Bücherdiebstahl, der Neuanschaffungen im Wert von über 400 Mark (damaligen Wertes!) betraf; Kittel, beim Ministe-

[41] Ebd. Bl. 19.

rium fast immer erfolgreich, bekam die hohe Summe postwendend ersetzt. Er konnte bei Gelegenheit der schriftlichen Diebstahlsmeldung[42] auch berichten, dass das Seminar sich «steigender Benützung» erfreue und er, um nicht über die Zahl von 25 Mitgliedern hinauszugehen, «eine zweite Abteilung in Gestalt eines Proseminars» eröffnet habe, das fast 40 Studenten umfasse, für die er «einen eigenen Abend in jeder Woche eingerichtet» habe. Die Mitgliederzahlen steigerten sich in den nächsten Jahren schnell. Der weitere Ausbau galt zunächst vor allem dem Proseminar, und zwar darum, weil Quantität und Qualität des Hebräischunterrichts in den Gymnasien immer mehr abnahmen. Es musste also regelmässig hebräischer Anfangsunterricht erteilt und die Sprache in den exegetischen Übungen des Proseminars eingeübt werden. Weil Kittel das nicht alles selber machen konnte, beantragte[43] und erhielt er einen Assistenten, zunächst in Gestalt eines nebenamtlich beschäftigten Pfarrers, später als Inhaber einer vollen Stelle, die jahrzehntelang in der Fakultät die einzige blieb und als «die Kittelsche Stelle» mit besonderer Sorgfalt besetzt wurde. Ihr erster Inhaber war seit 1920 Friedrich Baumgärtel, ihm folgte 1922 Gottfried Quell. Kittel liess sich von beiden und nicht nur von ihnen neben ihren Seminarverpflichtungen auch bei seinen eigenen Vorhaben, voran der Biblia Hebraica, kräftig zuarbeiten und regte sie zweifellos auch seinerseits mannigfach an. So überragend die Rolle war, die er und dann sein nicht ganz so vielseitiger, dafür aber um so originalerer Nachfolger Albrecht Alt spielten, so wenig wird man doch sagen dürfen, dass die alttestamentliche Wissenschaft zu ihren Zeiten in Leipzig nur von grossen Solisten betrieben wurde; beide suchten das Ensemble, beide waren ebenso Lehrer wie Forscher, zogen einen Kreis fähiger Schüler heran und hatten nicht nur literarisch, sondern auch, ja zuerst durch ihren mündlichen Vortrag eine kaum zu überschätzende Wirkung. Sein unmittelbares Ziel hat Kittel im Herbst 1903 bei Gelegenheit des ersten Antrags auf eine Assistentenstelle schlicht so umschrieben: «Bei der hohen Bedeutung, welche die Alttestamentlichen Studien — wie gerade das letzte Jahr gezeigt hat [eine Anspielung auf den Babel-Bibel-Streit] — für die Theologie besitzen, glaube ich alles tun zu sollen, dieselben auch in Leipzig auf ihrer Höhe zu erhalten.»[44]

Für die erste Leipziger Zeit hatte sich Kittel eine Neubearbeitung seiner Geschichte der Hebräer vorgenommen. Aber der Verlag gab seinem Drängen nicht nach, weil die erste Auflage «noch längst nicht erschöpft» war[45]. So sann Kittel auf anderes, und es fand sich. 1902 fiel ihm als designiertem Dekan der Theologischen Fakultät nach Leipziger Herkommen die Aufgabe zu, mit

[42] Ebd. Bl. 25.
[43] Ebd. Bl. 27/28.
[44] Ebd. Bl. 28.
[45] Selbstdarstellung 131.

einem «Reformationsprogramm» zur Feier des Rektoratswechsels einzuladen. Er nutzte die Gelegenheit, um auf nicht weniger als 86 Seiten «Über die Notwendigkeit und Möglichkeit einer Neuausgabe der hebräischen Bibel» zu handeln, für diesmal noch gemäss dem Untertitel in Gestalt von «Studien und Erwägungen», aber doch schon so, dass die «neue Ausgabe» mit «Notwendigkeit» am Horizont erscheinen musste und dass kaum ein anderer als eben Kittel für ihre Realisierung in Betracht kam.

Die damals benutzten hebräischen Bibeln boten den masoretischen Text im Anschluss an die Drucke seit dem 16. Jahrhundert mit allerlei Verbesserungen, die sich aus deren Vergleich und aus einem überwiegend wenig wertvollen Handschriftenmaterial ergaben, aber keinen zureichenden Apparat, schon gar keinen, der nennenswert über den masoretischen Text hinaus- oder richtiger: hinter ihn zurückführte. Dies letztere ist aber eine unerlässliche Aufgabe, weil es, wie Kittel ausführlich darlegt, schon in vormasoretischer Zeit eine grosse Zahl von Fehlerquellen gegeben hat, deren Folgen im masoretischen Text autoritativ fixiert sind. Den Versuch einer partiellen Herstellung des noch nicht fehlerhaften Textes, womöglich des auf den jeweils ersten Autor zurückgehenden «Urtextes» — des «Autographon», wie Kittel sagt — unternimmt jeder ernstzunehmende wissenschaftliche Kommentar, die klügste einzelne Vorarbeit zu einer Gesamtausgabe in diesem Sinn hatte 1871 Wellhausen mit seinem «Text der Bücher Samuelis» geliefert, die am weitesten gediehene Durchführung war und ist die Hauptsche «Regenbogenbibel», zu der Kittel die Chronik beigesteuert hatte. Dort zeigte und zeigt sich allerdings auch die Problematik dieses Versuchs, die, sehr abgekürzt gesagt, in der Gefahr der Vermengung von Text- und Literarkritik liegt. Die Texte sind zu ganz verschiedenen Zeiten und meist in komplizierten Ergänzungs- und Sammlungsprozessen entstanden — wieweit kann und soll da die Textkritik jeweils zum Anfang vorstossen? Mindestens könnte das nur in einem ziemlich ungleichmässigen und zudem leicht in Willkür ausartenden Verfahren geschehen. So bestimmt Kittel die Aufgabe dahin, einen zwar grossenteils im Verhältnis zum «Urtext» jüngeren, dafür aber «einheitlichen» Text zu rekonstruieren, nämlich denjenigen, der den beiden uns vorliegenden grossen Überlieferungen, der hebräischen und der griechischen, zugrundeliegt, also den hebräischen Text des 4. Jahrhunderts v. Chr., bevor die Septuaginta entstand. Der Apparat hätte abweichende Lesarten des masoretischen Textes, der Handschriften und der Übersetzungen nachzuweisen, aber auch — mit Vorsicht auszuwählende — Konjekturen.

Eine grosse Schwierigkeit bei der Durchführung dieses Programms ergab sich aus der überragenden Bedeutung des masoretischen Textes. Zwar konnte sich Kittel nach dem Gesagten nicht auf Theodor Nöldekes Forderung einlassen, eine Ausgabe des hebräischen Alten Testaments solle «nie über den masorethischen Text hinausgehen»[46]. Aber er musste zugestehen, «dass die Richtung, in welcher wir uns beim Suchen nach dem besten erreichbaren Bi-

beltexte zu bewegen haben, keine andere sein kann, als diejenige, in welcher der Massoretentext liegt. Ihn haben wir in seine Anfänge zurückzuverfolgen.»[47] Konnte dann aber, von anderen Gründen ganz abgesehen, auf seine vollständige Wiedergabe verzichtet werden? Musste die Ausgabe also nicht in zwei Spalten nebeneinander den hypothetisch rekonstruierten hebräischen Text des 4. Jahrhunderts und den masoretischen enthalten? Dies aber verbot sich aus Kostengründen. So entschied sich Kittel notgedrungen dafür, auf den rekonstruierten Text überhaupt zu verzichten und lediglich den masoretischen Text abzudrucken und ihm einen Apparat beizugeben, der nur das wirklich Wichtige enthielt, das, was, wie er in den Prolegomena der Ausgabe sagte, «vel hoc vel illo modo *insigne vel gravius* est». Für die Bearbeitung der einzelnen biblischen Bücher gewann er G. Beer (Sprüche, Hiob), F. Buhl (Psalmen, Esther), G. Dalman (Hohes Lied), S. R. Driver (Deuteronomium, Josua), M. Löhr (Daniel, Esra-Nehemia), W. Nowack (Zwölf Propheten), J. W. Rothstein (Jeremia, Ezechiel) und V. Ryssel (Exodus-Numeri). Den nicht kleinen Rest übernahm er selbst, dazu die Vereinheitlichung der Beiträge, die dadurch in bewunderungswürdiger Weise zu einem Ganzen wurden. Die beiden Bände erschienen zuerst 1905/06 und wurden mehrfach in verbesserter Form nachgedruckt, bis 1929-37 die dritte, nach Kittels Tod von Alt und Eissfeldt redigierte Auflage an ihre Stelle trat, die den masoretischen Text in dessen ältester erreichbarer Gestalt, der des Codex Leningradensis, bot und den (vermehrten) Apparat nach wichtigen und weniger wichtigen Varianten gliederte. Auch die Bearbeiter der einzelnen biblischen Bücher hatten fast durchweg gewechselt — ausser dass Kittel auch hier noch am Ende seines Lebens wiederum das meiste tat. Natürlich ist immer wieder bedauert worden, dass er sein ursprüngliches Vorhaben, die Ausgabe des kritisch rekonstruierten Textes, weder in der einen noch in der anderen Form verwirklicht hatte; ein Rezensent aus der Umgebung Wellhausens zitierte sogar Jes 14,12: «Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern.»[48] Aber wie die Dinge lagen und liegen, konnte und kann, wie inzwischen auch das viel anspruchsvollere Unternehmen der Hebrew University Bible zeigt, auf absehbare Zeit kaum etwas grundsätzlich anderes gemacht werden als das, was Kittel gemacht hat. Sein stolzer Satz bleibt bestehen: «Die Handausgabe wird vervollkommnet, auch von Zeit zu Zeit erneuert werden können, zu entbehren wird sie nicht sein, solange das Lesen des Grundtextes einen Bestandteil des Bibelstudiums bildet.»[49] Nebenbei, was die Vervollkommnung angeht: es gibt Leute, darunter sehr gelehrte, die die Biblia Hebraica am liebsten in ei-

[46] Besprechung von Wellhausen, Der Text der Bücher Samuelis, ZWTh 16 (1873) 117-122, 118.

[47] Über die Notwendigkeit 46.

[48] F. Giesebrecht, ThLZ 31 (1913) 371.

[49] Selbstdarstellung 134.

ner ihrer ersten Ausgaben und am wenigsten gern, obwohl sie da ästhetisch am anspruchsvollsten ist, in der letzten, der (oder den) «Stuttgartensia», benutzen.

Für den erstaunlich schnellen Abschluss der Arbeit belohnte sich Kittel 1907 mit einer Reise in den Orient. Sie erfüllte ihm einen alten Wunsch. Er interessierte sich schon lange für das, was die Archäologie zum Verständnis der Bibel beitrug, hatte sich mit den Amarnatafeln beschäftigt und in den Babel-Bibel-Streit eingegriffen (Die babylonischen Ausgrabungen und die biblische Urgeschichte, 1903; Der Babel-Bibel-Streit und die Offenbarungsfrage, ebenfalls 1903) und war nun immer mehr auf unmittelbare Anschauung aus. Endlich in Palästina unterwegs, scheint er keine Minute ungenutzt gelassen zu haben. Zurückgekehrt legte er der Universität als Reformationsprogramm für 1907 eine Abhandlung über den Schlangenstein im Kidrontal bei Jerusalem vor, die er dann (Vorwort Ende Oktober 1907, erschienen 1908) mit drei weiteren Stücken ähnlichen Inhalts zu einem Band von «Studien zur hebräischen Archäologie und Religionsgeschichte» vereinigte — dem ersten Heft der «Beiträge zur Wissenschaft vom Alten Testament», die später in die von Kittels Nachfolger Albrecht Alt und seinem Sohn Gerhard Kittel herausgegebenen «Beiträge zur Wissenschaft vom Alten und Neuen Testament» übergingen und die als Gegenstück zu den liberalen «Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments» unter Gunkel und Bousset, später Bultmann konzipiert gewesen sein dürften. Das ziemlich stattliche erste «Heft» widmete Kittel seiner Frau, der «allezeit verständnisvollen feinsinnigen Genossin meiner Arbeit», die ihm in Palästina «durch ihre vielseitigen Interessen und reichen Sprachkenntnisse eine besonders wertvolle Begleiterin war»[50].

Aber der Ertrag der Reise ging weit über Spezialitäten hinaus. Kittel hat sie geradezu einen «Wendepunkt» in seiner Auffassung vom Alten Testament genannt. «So vieles mir hinsichtlich der Notwendigkeit einer Neuorientierung der alttestamentlichen Studien am Alten Orient und des neuen Aufrisses der Geschichte Israels schon seit Jahren aufgegangen war: das A.T. selbst hatte ich doch immer noch in erster Linie als literarisches Denkmal, als Buch ins Auge gefasst. Im Anblick des Landes selbst und seiner von der Vorzeit zeugenden Stätten, in der Versenkung in das Leben im Land und in der Wüste, die auch jetzt noch das Wort vom *immovable Orient* wahr machten, fiel es mir wie Schuppen von den Augen, dass es im Grunde doch nicht das Buch ist, das wir im A.T. vor uns haben und zu verstehen suchen, sondern ein reiches, bewegtes, aber überall durchaus lebendiges *Leben* — geschichtliches, kulturgeschichtliches, religiöses Leben.» Und noch einmal: «statt des Buches

[50] Selbstdarstellung 137.

und der Bücher das Leben, statt der 'Quellen' die Persönlichkeiten, statt der religiösen Vorstellungen die Frömmigkeit selbst» — das stand ihm fortan fest, das betonte er bei jeder Gelegenheit[51].

Nach der Rückkehr aus dem Orient stellte sich unverhofft die Notwendigkeit einer Neuauflage der Geschichte der Hebräer heraus. Der Zeitpunkt hätte nicht passender sein können. Kittel machte sich gleich ans Werk, 1909 erschien, «völlig neubearbeitet», der zweite Band, 1912, «fast vollständig neubearbeitet», der erste. Der Umfang war verdoppelt, der Titel lautete nunmehr «Geschichte des Volkes Israel», aus den «Halbbänden» waren «Bände geworden», was die Aussicht auf einen dritten, mit dem Exil einsetzenden Band eröffnete. Völlig neu war ein zweihundertseitiger Anfangsteil über Palästina in der «Urzeit» ($^{5.6}$: «Ur- und Frühzeit»), eine sehr lehrreiche Zusammenfassung des damaligen Wissensstandes. Die «fast» oder ganz vollständige Neubearbeitung des Weiteren bestand äusserlich vor allem in der minuziösen Darbietung und Diskussion des vielen, was an Quellenmaterial und Forschungsmeinungen hinzugekommen war. Man vermisst nichts und niemanden, befindet sich namentlich in den Anmerkungen immer auf dem allerneuesten Stand, und sei es durch die jeweiligen Nachträge, denen im ersten Band sogar noch «Nachträge II» hinterhergeschickt wurden und die später auch einmal als separates Heft erschienen (I^4, 1921). Albrecht Alt pflegte, wenn er in seiner eigenen Vorlesung über die Geschichte des Volkes Israel auf Kittels Werk zu sprechen kam, dringende Zweifel zu äussern, ob wohl irgend jemand dessen Text ganz gelesen habe, aber er pries die Anmerkungen als Keller, in die man immer wieder hinabsteigen könne, um etwas Gutes heraufzuholen. Die Bände wurden durch die vielen Erweiterungen so ungefüge — und auch unwirtschaftlich —, dass in den letzten Auflagen ($I^{5.6}$ 1923, $II^{6.7}$ 1925) die «Einleitung in den Hexateuch» — immer noch die beste Zusammenfassung des damaligen Forschungsstands[52] — und weiteres an «Quellenkunde» fortfallen musste. Kittel tröstete sich damit, dass manches davon, «was ehedem lebhaften Widerspruch erregt hatte», inzwischen «nahezu Gemeingut geworden» war[53].

Als einen nun immer mehr anerkannten Pionier des wissenschaftlichen Fortschritts empfand sich Kittel nicht nur im Blick auf seinen Umgang mit den biblischen Quellen. Das grosse Verdienst, das er sich durch die Einbeziehung des vorisraelitischen Palästina und des übrigen alten Vorderen Orients erworben hat, liegt ja auch am Tage. Um es mit Martin Noth[54] zu sagen: «Man wird zwar heute nicht mehr mit Kittel die Geschichte Israels mit einer Darstellung der ganzen Ur- und Frühzeit Palästinas eröffnen (gegen II^6 S. XI), da

[51] Selbstdarstellung 136f.
[52] I^2, 237-335.
[53] Geschichte $II^{6.7}$, VI.
[54] Geschichte Israels ^{2}(1954) 53.

eine Geschichte Palästinas heutzutage schon eine Aufgabe für sich und etwas anderes ist als eine Geschichte Israels und die Kulturgeschichte Palästinas nur im grösseren Zusammenhang wenigstens mit der Syriens behandelt werden kann; aber das Einbeziehen Israels in das grosse Ganze seiner Umwelt, das Kittel als Aufgabe klar erkannt hat, bleibt für jede Darstellung der Geschichte Israels fortan eine sachliche Notwendigkeit.» Es schmälert Kittels Verdienst kaum, wenn man festhält, dass auch hier die Widerlegung Wellhausens ein Hauptziel gewesen ist. In diese Richtung ging es, wenn er die Tragweite der Entdeckung der Amarnatafeln «ungeheuer» nannte und dazu die Erläuterung gab: «Statt dass, wie man annahm, hinter Saul oder Mose das Dunkel einer geschichtslosen Urzeit zusammenschlug, zeigte sich mit einemmal, dass hinter deren Zeit eine grosse an Ereignissen und Kulturerrungenschaften reiche Periode deutlich vor uns ins Licht der Geschichte eintrat. Und statt einer schriftlosen Vergangenheit tauchte ein reiches Schrifttum in Kanaan vor uns auf und strafte mit einem Schlage aufs schnödeste die Theorien von der Unmöglichkeit eines frühisraelitischen Schrifttums allesamt Lügen. Die Folgerungen waren leicht zu ziehen. Literarisch war damit ein gutes Teil der Graf-Wellhausenschen Hypothese durch die Tatsachen selbst in Frage gestellt: der Gang der Dinge selbst hatte deren Gegnern einen mächtigen Bundesgenossen zugeführt. Historisch aber war erst recht der zwingende Beweis erbracht, dass dem bisherigen Gebäude der israelitischen Geschichte das Fundament und den Baumeistern die Massstäbe gefehlt hatten. Man durfte von jetzt an die Geschichte Israels nur noch als Geschichte Kanaans mit dem Beginn in der frühsten vorisraelitischen Vorzeit schreiben. Nur so konnte man das Werden und die spätere Gestalt des Volkstums verstehen.»[55]

So viel daran richtig war und sich schon in Kittels «Geschichte» als fruchtbar erwies — widerlegte es Wellhausens Analyse des Pentateuchs und sein Urteil über dessen historische Aussagekraft? Heute denken in dieser Sache auch und gerade Gelehrte, die hinsichtlich der Einbeziehung Kanaans grundsätzlich Kittel Recht geben würden, noch viel kritischer als Wellhausen. Kittel dagegen sehen wir in der zweiten Auflage seiner «Geschichte» eher noch bestärkt in der Grundhaltung, die der grosse Abraham Kuenen bei Gelegenheit der ersten Auflage so gekennzeichnet hatte: «Augenscheinlich will er verteidigen und retten, was irgend eine Handhabe dafür bietet [...].»[56] Man lese etwa, wie er 1888 der Historizität der phantastischen Geschichte von Abrahams Sieg über die Könige «immer noch die grösste Wahrscheinlichkeit» gibt und 1912 unter dem Druck der Gegenargumente in einer vorsichtigen Rückzugsbewegung dort immerhin noch «vielfach die allgemeinen Verhältnisse der Zeit richtig wiedergegeben» findet und es für eine «Tatsache» erklärt, «dass hier Abraham in alter, nicht zu beanstandender Überlieferung als greifbare,

[55] Geschichte II$^{6.7}$, IX f.
[56] A. Kuenen, Gesammelte Abhandlungen zur biblischen Wissenschaft (1894) 444.

dem Leben entnommene Persönlichkeit vor uns zu stehen scheint»[57]. Kittels Schüler beobachteten bei ihrem Lehrer eine «gewissenhafte Scheu, ja nicht Stücke des Überlieferungsbestandes verloren gehen zu lassen»[58]. Es hatte auch eine apologetische Seite, wenn er gegen ein überzogenes Entwicklungsdenken die Gleichzeitigkeit verschiedener Stufen der Religion betonte und sich dagegen wandte, «die niedere Volksreligion kurzweg für *die* Religion Israels auszugeben»[59]. Einer in seinen Augen übertriebenen Neigung zu Spätdatierungen begegnete er gern mit dem allgemeinen Argument, es sei eine «Verirrung», die «nachexilische Restaurationsepoche für die Zeit der eigentlichen Fruchtbarkeit des israelitischen Geistes anzusehen»[60] — ein Vorwurf, von dem sich Wellhausen nur sehr in Grenzen getroffen zu sehen brauchte.

Aber es wäre ungerecht, wollte man Kittel nur aufgrund solcher Allgemeinheiten beurteilen. So wichtig sie ihm waren und auch seine exegetisch-historischen Entscheidungen beeinflussten, er vernachlässigte doch keineswegs die sachliche Einzelargumentation, umging Unbequemes nicht, war durchaus revisionsbereit und viel zu klug, um zugunsten konservativer Lösungen mit dem Kopf durch die Wand zu gehen. Ich habe eben nur unvollständig zitiert, was Kuenen, der ein noch gerechterer, weil gelassenerer Mann war als Kittel, über diesen gesagt hat. Sein Satz hat die zweite Hälfte: «[...] aber wenn er sich klar geworden ist, dass er von der Überlieferung abweichen muss, entzieht er sich dieser Pflicht nicht.»[61]

Es war zu keiner Zeit Kittels Art, sich Pflichten zu entziehen. Trotzdem versuchte er das begreiflicherweise zunächst, als er 1912 in der Strafsache gegen den Antisemiten Theodor Fritsch wegen «Gotteslästerung und Beschimpfung einer Religionsgesellschaft» ein Gutachten liefern sollte. Er musste es dann doch tun und veröffentlichte später das Gutachten, als der «Central-Verein Deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens» es kennenlernen wollte[62]. Es lief darauf hinaus, Fritsch sei nicht zu verurteilen, weil er in seiner Schrift «Mein Beweismaterial gegen Jahwe» in Wirklichkeit nicht den Gott des heutigen Judentums beschimpfte, was übrigens auch eine Beschimpfung des christlichen Glaubens wäre, sondern eine «niedere, mehr volksmässige» Gottesanschauung innerhalb des Alten Testaments, der dort eine «höhere, vorwiegend in den Kreisen der Profeten vertretene» gegenüberstehe[63]. Er sei zu einem geschichtlichen Verständnis nicht imstande, ebensowenig wie auf

[57] Geschichte I[1] 161, [2] 433, 436
[58] Hempel a.a.O. 86.
[59] Geschichte II[2] (1909) VIII.
[60] Selbstdarstellung 122.
[61] S. Anm. 56.
[62] Judenfeindschaft oder Gotteslästerung? Ein gerichtliches Gutachten (1914).
[63] 65, vgl. 66, 71.

der anderen Seite die jüdischen Gutachter in jenem Verfahren und wie auch die protestantische Orthodoxie[64]. Damit stellt Kittel keineswegs in Abrede, dass für den jüdischen und christlichen Glauben «jener Gott [des altisraelitischen Volksglaubens] und unser Gott einer und derselben Entwicklungsreihe angehöre und darum auch ein und derselbe Gott genannt werden könne»; es handle sich um zwei «verschiedene Entwicklungs- und Erkenntnisstufen derselben Gottheit oder des allgemeinen israelitisch-christlichen Gottesbewusstseins»[65]. Aus seiner intellektuellen und moralischen Verachtung des Angeklagten macht Kittel keinen Hehl; er hielt ihn aber wohl für harmloser, als er war[66]. Grossen Wert legt er darauf, dass er seinerseits mit seiner geschichtlichen Betrachtungsweise Israel nicht herabwürdigen will: «Niemand kann über seine wirklichen Verdienste um die Geschichte höher denken als ich.» Im besonderen bezieht er sich dabei auf die Propheten: «Sie knüpfen an Mose an und führen seine Gottesidee fort. Ihnen ist Jahwe der einzige Gott der Welt und ein streng sittliches Wesen. Zwar ist auch bei ihnen der sittliche Monotheismus nicht immer mit voller und allseitiger Folgerichtigkeit durchgeführt. Trotzdem aber muss gesagt werden, dass in ihnen Israel der Menschheit ein Erbe übermittelt hat, das zum Höchsten und Besten gehört, was je eine Nation der Welt geschenkt hat. Das Judentum hat bis zum heutigen Tag allen Grund, auf diese unvergleichliche Errungenschaft seiner erleuchteten Geister stolz zu sein, und es ist töricht, ihm diesen Ruhm schmälern zu wollen.»[67]

Zu den Pflichten der Wissenschaft gehörte für Kittel, dass sie sich auch ausserhalb ihrer engen akademischen Grenzen mitzuteilen hat. Als ihn 1909 das sächsische Kultusministerium fragte, ob er «geneigt sei, in einem Kursus von sechs Vorträgen [sich] darüber auszusprechen, was wirklich als gesicherte Ergebnisse der alttestamentlichen Wissenschaft anzusehen sei», gratulierte er dem Ministerium zu diesem Vorhaben, hielt die Vorträge und publizierte sie unter dem Titel «Die Alttestamentliche Wissenschaft in ihren wichtigsten Ergebnissen mit Berücksichtigung des Religionsunterrichts» (1910). Das Buch, in mehreren Auflagen weit verbreitet, ist noch heute lesbar und lesenswert — und sei es als Ermunterung an uns Fachleute, vor derlei nicht zurückzuschrekken. Hierher gehören auch die Vorlesungen über «Die Religion des Volkes Israel», 1920 in Uppsala gehalten und 1921 publiziert, und gehört endlich, mit höherem literarischen Anspruch, der auch äusserlich schöne stattliche Band «Gestalten und Gedanken in Israel. Geschichten eines Volkes in Charakterbildern» (1925, [2]1932). Darin wird, mit dem Vorwort zu reden, «im Unterschied von den bisherigen Darstellungen, die Entwicklung Israels rein vom

[64] 62, vgl. 57f.
[65] 68.
[66] Vgl. 51, 73ff.
[67] 36f. Detailliert zu Kittels Verhältnis zum Judentum: U. Kusche, Die unterlegene Religion, SKI 12 (1991) 118-136.

Persönlichen aus zu verstehen gesucht, so dass das Buch als eine Art Zeichnung israelitisch-jüdischer 'Charakterköpfe' gelten kann. Sie ist getragen von dem Gedanken, dass bei aller Würdigung der demokratischen Ideen doch die Weltgeschichte als eine schlechthin aristokratische Erscheinung zu würdigen ist. Im Grunde machen sie die Heroen, die führenden Geister. Wo es die Masse zu tun scheint, da meint sie es vielleicht, weil sie nicht erwägt, dass sie unter der Diktatur — der physischen oder geistigen — weniger Einzelner steht. Die folgenden Blätter sollen, wie ich hoffe, zeigen, dass von dieser Beobachtung aus manche neue Lichter auf die Entwicklung und das innere Leben des merkwürdigsten aller Kulturvölker der Erde fallen.» Ausserdem möchte Kittel «an der Hand eines bedeutsamen Stückes Geschichte einen Wahn zerstreuen helfen, dessen unheilvolle Wirkungen auf das Denken und Handeln vieler, besonders unter den Moralisten, Politikern und Staatsmännern aller Länder, er in einem langen Leben beobachtet zu haben glaubt: den Wahn, als hätten Politik und Wirtschaft, weil eignen Gesetzen unterworfen, mit der allgemeinen menschlichen Moral nichts zu tun.»

Das ist 1925 geschrieben, nach einem Jahrzehnt, das in Sachen Politik und Moral einigen Anschauungsunterricht geliefert hatte und in dem auch Kittel in härtere Pflichten genommen worden war als die des Gutachters und des Verfassers von Büchern für weitere Kreise. 1914, das Jahr des Kriegsausbruchs, brachte für ihn den Abschluss seines einstweilen letzten grösseren Werkes, des ihm besonders am Herzen liegenden Psalmenkommentars in der Sellinschen Reihe, und, tief in sein Leben einschneidend, den Tod seiner Frau. Er lebte danach «vollkommen zurückgezogen»[68] und konzentrierte sich auf die Vorarbeiten zum dritten Band der Geschichte des Volkes Israel. Aber dann forderte anderes sein Recht. Für 1917/18 wurde dem 64jährigen das Rektorat der Universität übertragen, das ganz im Zeichen des Krieges und seines herannahenden unglücklichen Endes stand. Viel war für verwundet heimgekehrte Studenten zu tun, auch für Studentinnen, von denen viele in Munitionsfabriken arbeiteten. Kittel richtete einen Mittags- und Abendtisch am Naschmarkt ein und gewann dafür Leipziger Mäzene, unter ihnen Max Klinger. Dazu kam ein Heim für Kriegsbeschädigte und überhaupt eine Neuorganisation des studentischen Wohnungswesens. Im Sommer 1918 hielt eine Gruppe von Professoren in der Ukraine unter Beteiligung des Rektors Vorlesungen für sächsische Soldaten; die Bahnen, in denen sie von Kiew nach Charkow fuhren, waren «ständig das Ziel des Angriffs starker, auf Kiew losstrebender bolschewistischer Banden»[69]. Kittel gab das Amt des Rektors am Reformationstag 1918, wenig mehr als eine Woche vor dem Ende des deutschen Kaiserreichs, an seinen Nachfolger, den Mathematiker Otto Hölder, im

[68] R. Kittel, Die Universität Leipzig im Jahr der Revolution 1918/19 (1930) 1.
[69] Rektoratswechsel an der Universität Leipzig am 31. Oktober 1918, 4, vgl. 14f.16f.

Bewusstsein weiter, «dass das kommende Jahr ein Schicksalsjahr für die Leipziger Universität werden» könne[70].

Das Rektorat Hölder stand unter keinem guten Stern. Seit dem 8. November herrschte ein Arbeiter- und Soldatenrat, der eine unabhängige Republik Leipzig anstrebte, wodurch er sich immerhin zur sozialistischen Regierung in Dresden in einen Gegensatz begab, der für die Universität Leipzig in prekärer Lage von grossem Nutzen war. Der Konflikt zwischen Arbeiter- und Soldatenrat und Universität entzündete sich, wie es in solchen Fällen oft geschieht, an einem Symbol, nämlich einer roten Fahne, die der Rat an den öffentlichen Gebäuden aufziehen liess, was infolge eines Ungeschicks des Rektors auch auf dem Dach der Universität geschah. Dagegen erhob sich mit dem Motto «Die Wissenschaft untersteht nicht der Partei! Rot ist aber Parteifarbe!» die Studentenschaft, die Fahne wurde heruntergeholt, aber wieder aufgezogen, es gab Versammlungen, Krawalle und Verhaftungen und schliesslich einen Kompromiss, der der Universität wenigstens die rote Fahne ersparte. Diesen Kompromiss erreichte am 3. Dezember im Ministerium nicht der Rektor, sondern der statt seiner amtierende Prorektor, also Kittel. Hölder war der Situation nicht gewachsen gewesen und hatte am 30. November zurücktreten müssen. Kittel bemühte sich um andere Kandidaten, wurde aber am 9. Dezember zum zweiten Mal zum Rektor gewählt. Er besass das Vertrauen nicht nur der Professoren, sondern auch der Studenten, nicht zuletzt der linksgerichteten, wozu die sozialen Massnahmen in seinem ersten Rektoratsjahr beigetragen hatten. Ausschlaggebend dürfte die Entschiedenheit gewesen sein, mit der er die Universität politisch neutral hielt. Die radikale «Leipziger Volkszeitung» schrieb: «Professor Kittel will, dass die Universität nur der Wissenschaft diene. Wir teilen diesen Standpunkt.»[71]

Die folgenden Monate verliefen dramatisch. Höhepunkt war am 8. März 1919 der — nicht erstmalige — Versuch Bewaffneter, in die Universität einzudringen, wo eine grosse Versammlung der Studentenschaft sich von Kittel nur mit Mühe davon abhalten liess, auf der Strasse einen Demonstrationszug zu veranstalten, der wahrscheinlich zu einem Blutbad geführt hätte. Die Studenten hinter sich, trat Kittel nach draussen und blickte auf drei oder vier entsicherte Gewehre, die auf seine Brust und seinen Hals gerichtet waren. Ihre Träger erklärten, hier gingen gefährliche Dinge vor, eine Untersuchung auf Waffen und Flugblätter müsse stattfinden. Kittel lehnte das ab, richtete sich hoch auf, sah «die Kerle» nacheinander scharf an und forderte sie «mit scheinbarer Seelenruhe» auf: «So schiessen Sie doch.» — «Ja, wir schiessen.» — «Tun Sie es doch, wenn Sie können.» — «Warum sollen wir nicht können?» — «Weil Sie das nicht fertig bringen.» Und dann drückte er den Ge-

[70] Ebd. 19. Das Folgende nach R. Kittel, Die Universität im Jahr der Revolution (1930).

[71] Die Universität (s. vorige Anm.) 69.

wehrlauf «des Frechsten» in die Höhe, «so dass er senkrecht gegen den Himmel starrte», worauf der Mann «vollkommen verblüfft und verwirrt» niederkniete und das Gewehr entsicherte. Kittel konnte nun seine «bisher so zuversichtlichen Gegner [...] wie ein Trüpplein williger Schafe die Treppe hinunterschieben bis ans Aussentor, wo massenhaft angesammelter Mob stand.»[72] Man erzählt sich den Vorgang in Leipzig noch heute, nachdem so vieles Vergleichbare dazwischengetreten ist.

Am 11. Mai machte die Reichsregierung im Einvernehmen mit der sächsischen Regierung dem Spuk des Arbeiter- und Soldatenrates ein Ende; das gerade begonnene Sommersemester konnte ohne Störungen dieser Art stattfinden. In ihm beendete auch eine Kommission des Senats ihre Arbeit, die seit dem Dezember unter Kittels Vorsitz getagt hatte und an der ihm offenbar besonders gelegen war. Sie galt der Universitätsreform, ihr gehörten Vertreter der Ordinarien und der Nichtordinarien an, hinzugezogen wurden Vertreter der Studentenschaft sowie der Assistenten und Beamten «in Fällen, wo deren Angelegenheiten zur Beratung standen»; schliesslich ein Vertreter des Ministeriums, «um den Standpunkt der Regierung zur Geltung zu bringen»[73]. Traktanden, auf die es Kittel besonders ankam, waren: die Einführung einer Altersgrenze für Professoren, die Vertretung der Nichtordinarien in Senat und Fakultäten, die Möglichkeit eines Erlöschens der venia legendi nicht bewährter Privatdozenten nach fünf Jahren. Der am letzten Tag von Kittels Rektorat, dem 30. Oktober 1919, der Regierung als «Werk der Verständigung unter den verschiedenen Gruppen innerhalb der Universität und mit den Schwesteranstalten» vorgelegte Entwurf wurde allerdings nur in einzelnen Punkten verwirklicht[74].

Was die Universitätsangehörigen in jenem Sommersemester 1919 wohl am meisten bewegt hat, machte Kittel zum Gegenstand von drei sehr ernsten akademischen Reden, die er überschrieb: «Wider den Mordfrieden» (nach der Übergabe der Friedensbedingungen in Versailles), «Von der Legio sacra» (bei der Feier der Universität zum Gedächtnis ihrer Gefallenen und zur Begrüssung der Heimgekehrten), «Die weinende Germania» (bei der Trauerkundgebung der Universität aus Anlass des Friedensschlusses)[75]. Einige Jahre später sprach er noch einmal bei einer akademischen Trauerfeier, nämlich nach der Ermordung des Aussenministers Walther Rathenau Ende Juni 1922. Die Rede[76] ist der entschiedene Aufruf eines alten Monarchisten, sich loyal auf den Boden der neuen Republik zu stellen und den politisch Andersden-

[72] Ebd. 96-98.
[73] Ebd. 128f.
[74] Ebd. 130f.
[75] Gesammelt erschienen: R. Kittel, Leipziger Akademische Reden zum Kriegsende (1919).
[76] Akademische Nachrichten 6. Juli 1922, 28f.

kenden zu achten, eine scharfe Absage gegen die Gewalt von rechts, gegen antisemitische Hetze und gegen die Verunglimpfungen des sozialdemokratischen Reichspräsidenten Friedrich Ebert. Angesichts dieses Dokuments ist mir unvorstellbar, dass Kittel nach 1933 die Irrwege seines jüngeren Sohnes, des Neutestamentlers Gerhard Kittel, und seines ihm ähnlichsten eigenen Schülers, Johannes Hempel, auch nur von ferne gebilligt hätte. Es blieb ihm erspart, diese Zeit zu erleben.

Aber auch die gefürchtete Zeit, «in der er einmal nicht mehr hätte arbeiten können», kam nicht. Er blieb tätig bis tief in sein letztes Lebensjahr. Nach der Rektoratszeit hatte er zunächst die ersten beiden Bände der Geschichte des Volkes Israel in ihre letzte Gestalt gebracht und dann die Studien zum Judentum der persischen und hellenistischen Periode wieder aufgenommen, die zum dritten Band führen sollten[77]. Wie tief er dabei auch in den Hellenismus vordrang, zeigt die Abhandlung über «Die hellenistische Mysterienreligion und das Alte Testament» (1924) mit ihrer These, dass in die alexandrinischen Mysterienkulte viel mehr Jüdisches als Iranisches eingegangen sei. Das opus magnum, als das man den dritten Band mit seinen 762 Seiten wohl bezeichnen kann — er erschien 1927 und 1929 in zwei Hälften —, umfasste dann «nur» die persische Zeit, diese aber in einer gegenüber den beiden Vorgängerbänden noch gesteigerten Breite der Darstellung auch der ausserisraelitischen Verhältnisse und der Geistesgeschichte; der Lesbarkeit kommt eine drastische Reduktion des Anmerkungsapparats zugute. Als Beispiel für die Grundtendenz sei die Darstellung des Esra angeführt, den Wilhelm Bousset neben Nehemia «undeutlich und schemenhaft» und womöglich «nur eine spätere der Gestalt des Nehemia nachgezeichnete Figur specifisch gesetzlicher Tendenz» genannt hatte[78]. Kittel findet ihn «nichts weniger als undeutlich und schemenhaft»[79], malt sein Bild mit kräftigen Farben und freut sich der Übereinstimmung mit dem jungen H. H. Schaeder[80]. Noch mehr freute er sich, dass er seinem «lieben Amtsnachfolger Professor Alt» für vielfache Mitwirkung an diesem seinen letzten Werk danken konnte[81].

Aber die Freude über seine Nachfolge war nicht ungetrübt. Im gleichen Jahr, in dem Alt seine Stelle antrat, 1924, war auch die andere alttestamentliche Professur zu besetzen, und auf ihr hätte Kittel gern Johannes Hempel gesehen. Dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung. Am 29. April meldeten die Leipziger Neuesten Nachrichten[82], die fragliche Professur solle, «wie man

[77] Gewichtiges Anfangsdokument das Leipziger Reformationsprogramm 1918 «Zur Frage der Entstehung des Judentums».

[78] Die Religion des Judentums im späthellenistischen Zeitalter [1](1903) 139.

[79] Geschichte III, 585.

[80] Vgl. das Vorwort zu III/3.

[81] Ebd.

hört, mit einem Vertreter der *konservativen* Richtung besetzt werden, obwohl bereits die andere Professur für das gleiche Fach ein Vertreter der gleichen Richtung» innehabe. Das aber würde «einem jahrzehntelangen Brauch widersprechen, wonach bisher wenigstens einer der beiden Leipziger Professoren für alttestamentliche Theologie der *kritischen* Richtung angehört hat, und einen weiteren Schritt in der Richtung bedeuten, die moderne Theologie mit ihrer fruchtbaren und fördernden Arbeit aus unserer Landesuniversität ganz auszuschalten.» Die Zeitung sprach die Erwartung aus, «dass das Volksbildungsministerium im Interesse der Wissenschaft wie der Kirche diesen Versuchen entgegentreten und die Gleichberechtigung der theologischen Richtungen an unserer Landesuniversität wahren» werde. Erbost verwahrte sich Kittel in der übernächsten Nummer[83] gegen den Verdacht, er und Alt seien nicht kritisch, und dagegen, dass er einer kirchenpolitischen Partei zugerechnet werde; die Stellen seien nicht nach dem Parteibuch, sondern nach der Befähigung zu besetzen. Einige Monate später, als die Entscheidung gefallen und der neue Mann am Ort war, rief Kittel den «Tod der freien Wissenschaft» aus und wetterte unter Hinweis auf seine Verdienste gegen das Ministerium, das es bei jener Besetzung «nicht nur nicht nötig» fand, seinen «Rat zu hören, sondern augenscheinlich für dringend geboten, ihn bewusst zu umgehen»; so sehe «der Dank vom Hause Habsburg» aus[84].

Der Berufene, Emil Balla, ähnelte seinem Nebenmann Alt 1924 darin, dass er ein guter Lehrer war, aber noch nicht viel publiziert hatte — Kittel liess damals drucken, er habe den «für ein Leipziger Ordinariat zu fordernden Leistungsnachweis» nicht erbracht[85] —; der überragende Rang Alts stellte sich einem weiteren Kreis erst später heraus. Balla war ganz und gar ein Schüler Hermann Gunkels. Zu diesem empfand Kittel an sich eine grössere Nähe als zu Wellhausen. 1912 schrieb er über Gunkels Auffassung vom Pentateuch: «In der zeitlichen Ansetzung der Quellen in der Hauptsache sich an Wellhausen haltend, berührt er sich doch mit manchem von dessen Gegnern darin, dass er über das Alter der hier niedergelegten Stoffe vielfach gesünderen Ansichten huldigt als die Mehrheit der Schüler Wellhausens, von der er sich ausserdem durch Zurückstellen der rein literarischen zugunsten der ästhetischen und religionsgeschichtlichen Betrachtung der Stoffe sowie die stärkere Würdigung der Schriftstellerpersönlichkeiten vorteilhaft abhebt.»[86] In Kittels Psalmenkommentar von 1914 bemerkt man auf Schritt und Tritt die Anregung durch Gunkels «Ausgewählte Psalmen», und das Vorwort erkennt das auch ausdrücklich an. Als Kittel 1921 auf dem Ersten Deutschen Orientali-

[82] Nr. 119, S. 10.
[83] 121, 1.5.1924, S. 6.
[84] Geschichte $II^{6.7}$, VII^{1}.
[85] Ebd.
[86] Geschichte II^{2}, 254.

stentag in Leipzig programmatisch «Die Zukunft der Alttestamentlichen Wissenschaft» beschrieb[87], stellte er drei Richtungen heraus: die nach Wellhausen benannte historisch-kritische, genauer literarkritische, die «ästhetisch-folkloristische» und schliesslich die von ihm selbst repräsentierte Richtung, «die sich bemüht, das Wertvolle am Erbe der älteren in Synagoge und Kirche überlieferten Auffassung zu erhalten und zu vertiefen»[88]. Der Literarkritik bescheinigte Kittel, drei Jahre nach dem Tode Wellhausens, ihr «Zeitalter» sei «verflossen». Nun ging es also um die beiden anderen Richtungen, und da sagte Kittel der zweiten voraus, sie werde «mit der dritten immer mehr gemeinsame Ziele gewinnen, ohne dass wohl je die grundsätzlichen Unterschiede der Betrachtungsweisen ganz verschwinden» würden[89].

Das sah wie eine ausgestreckte Hand aus, und Gunkel, der Wortführer der zweiten «Richtung», machte zunächst Anstalten, sie zu ergreifen. Aber seine Erwiderung[90] mündete bald in eine Klage darüber, wie sehr Kittel die Religionsgeschichtliche Schule missverstanden habe, und in die Forderung, dass die anderen Richtungen «die neue Stellung zu uns mit der Tat beweisen» sollten. Als Erklärung, «für das AT. gebe es heute keine verschiedenen Richtungen mehr»[91], lässt sich Gunkels Äusserung nur mit grosser Mühe lesen[92]. Vielmehr bestanden sowohl Gunkel als auch Kittel durchaus auf den «grundsätzlichen Unterschieden der Betrachtungsweisen». Was Gunkel betrifft, so wussten er und seine Schüler sich weiter als «Liberale» von Kittel und dessen Schülern als «Positiven» geschieden und blieben bei dem Verdacht, die Gegenseite finde an der Gattungsgeschichte vor allem darum Gefallen, weil sich mit ihrer Hilfe viele Spätdatierungen der Literarkritik überspielen oder rückgängig machen liessen. Und natürlich stand Gunkel Kittel darin nicht nach, die eigene Richtung durch die ministerielle Personalpolitik übervorteilt zu sehen. Die Berufung Ballas nach Leipzig — Kittel und Alt zeigten ihm dort jahrelang die kalte Schulter — dürfte das Verhältnis noch mehr abgekühlt haben. Ein Zeugnis dafür ist die in Kittels Todesjahr erschienene Neuauflage seines Psalmenkommentars, in der er aus dem alten Vorwort das Lob für Gunkel strich und ein Nachwort hinzufügte, das dem inzwischen erschienenen Gunkelschen Kommentar theologische Dürftigkeit vorwirft und ihm auch sonst am Zeuge flickt[93]. Kaum war Kittel begraben, erschien eine ziem-

[87] ZAW 39 (1921) 84-99.

[88] 90. Dass nach Kittel die Arbeit dieser Richtung «im Stil Hengstenbergs» geschähe (H.-J. Kraus, Geschichte der historisch-kritischen Erforschung des Alten Testaments, ^{3}1982, 394), ist ganz abwegig.

[89] 91.

[90] Die Richtungen der alttestamentlichen Forschung, ChW 36 (1922) 64-67.

[91] Kittel, Geschichte II^{7}, VIII Anm.

[92] Etwas anders die zweite Äusserung, auf die Kittel offenbar anspielt: O. Eissfeldt, OLZ 25 (1922) 411-414.

[93] Die Psalmen $^{5.6}$(1929) 464-466.

lich kritische Besprechung des Buches aus der Feder des Gunkelschülers Walter Baumgartner[94], über die Johannes Hempel sogleich urteilte, diesen «Angriff auf einen Toten zur Apologie seines Lehrers» hätte Baumgartner «besser unterdrückt»[95], worauf Baumgartner trocken erwiderte, die Besprechung, noch zu Lebzeiten Kittels geschrieben und abgeschickt, sei weder als Angriff noch als Apologie gemeint, und wenn das besprochene Buch weiterlaufe, müsse das die Besprechung auch dürfen[96].

Nach dem Tod Kittels (20. Oktober 1929) und des seit langem kranken Gunkel (11. März 1932) hatte in Deutschland auch die alttestamentliche Wissenschaft bald andere Sorgen. Sie rissen neue Gräben auf und liessen alte, die trotz allem «doch recht schmal geworden» waren[97], fast verschwinden. In Leipzig wirkte Albrecht Alt nach Ballas Weggang (1930) in grosser Eintracht mit dem Gunkelschüler Joachim Begrich. Seine eigenen Schüler, wie schon er selbst, bedienten sich auf selbstverständlichste Weise der Gunkelschen Formgeschichte, standen aber als Theologen eher auf seiten Kittels. Seither hat sich herausgestellt, dass das Zeitalter der Literarkritik nicht ganz so verflossen gewesen ist, wie Kittel meinte. Manche gewichtige Frage aus diesem Bereich steht noch oder wieder oder ganz neu auf der Tagesordnung und findet Antworten, die sich von der Tradition noch weiter entfernen als diejenigen Wellhausens. Es ist gut, wenn sich auf der Seite derer, die demgegenüber «das Wertvolle am Erbe der älteren in Synagoge und Kirche überlieferten Auffassung» zur Geltung bringen wollen, immer wieder Gelehrte befinden, denen Rudolf Kittels oft beschworener «gesunder Konservativismus»[98], seine Stoffbeherrschung und sein Streben nach Gerechtigkeit Vorbild sind.

Rudolf Smend, Göttingen

[94] OLZ 33 (1930) 292-295.
[95] ZAW 48 (1930) 221[1].
[96] ZAW 48 (1930) 320f.
[97] Gunkel, ChW 36, 65.
[98] Vgl. z.B. J. W. Rothstein in der Besprechung der Geschichte des Volkes Israel II[2], DLZ 32 (1911) 2154-2158, hier 2155, oder W. Staerk in der Besprechung des Psalmenkommentars, ThLZ 40 (1915) 76-79, hier 78.